



Natur!

100 Gedichte

*Ausgewählt und mit
einer Einführung von
John Burnside*

Originalausgabe



PENGUIN VERLAG

John Burnside

Von Gräsern, Nüssen und Fliegen

Zur Einführung

Im Februar 1818 schrieb John Keats einen Brief an seinen engen Freund, den Dichter und Kritiker John Hamilton Reynolds, in dem er (inmitten mehrerer Abschweifungen) fast bei-läufig eine saloppe, doch überaus bedeutsame Erklärung zur moralischen Verpflichtung der Dichtkunst gegenüber der fak-tischen Welt abgibt, eine Erklärung, die womöglich nie bedeut-samer war als heute:

»Man könnte sagen, dass wir unsere Zeitgenossen lesen, dass wir Wordsworth *et al.* unseren Tribut zollen sollten. Doch müssen wir uns zum Dank für ein paar erlesene oder auch stille Passagen eine bestimmte, von den Launen eines Egoisten hervorgebrachte Philosophie aufdrängen lassen? Je-der Mensch hängt seinen Gedanken nach, aber nicht jeder brütet endlos darüber und gibt eitel damit an, bis er vom eigenen Falschgeld getäuscht wird. So manch einer mag bis an des Himmels Grenzen vordringen, und doch fehlt es ihm am nötigen Selbstgefühl, das undeutlich Gesehene auch nie-derzuschreiben. Selbst ein Sancho könnte sich eine Reise zum Himmel ausfabulieren. Wir verabscheuen Gedichte, die spürbar Absichten verfolgen und die, sind wir damit nicht einverstanden, die Hände in die Taschen ihrer Kniehosen zu stecken scheinen. Lyrik sollte groß, aber unaufdringlich da-herkommen, sollte etwas sein, was uns in die Seele dringt, sie aber nicht mit sich selbst schreckt oder erstaunt – *sondern mit ihrem Thema.*« (Hervorhebung JB)

Selten gilt dieser Grundsatz so sehr wie für jene poetische Praxis, die wir mal Naturlyrik, mal ökokritische oder auch ökosophistische Dichtkunst nennen. Sollten wir uns gar an eine Definition dieser Praxis wagen, hätte sie weit weniger mit »Grünem« zu tun (Natur ist längst nicht überall und nicht einmal überwiegend »grün«), mit hübschen Bildern von Vögeln, Blumen oder arkadischen Gefilden als mit einem aufopferungsvollen Interesse für das Thema als solches, sei es nun eine Fliege, ein toter Wal am Strand, ein Gürteltier oder dieses plötzliche Gefühl des Unendlichen, das einen einsamen Wanderer ebenso leicht im Stadtpark wie auf einer italienischen Wiese oder angesichts alpiner Gipfel ankommen kann.

Eingedenk dieses Keat'schen Grundsatzes sollen die hier dargebotenen, aus vielen Hundert oft weit augenfälligeren Beispielen ausgewählten Gedichte den Blick auf ein bestimmtes Thema lenken und diesem Thema sowie dem Umfeld, in dem es sich darbietet, Vorrang vor allen nichtnatürlichen, gesellschaftlich bestimmten Überlegungen geben (der Verwendung eines Naturbildes, eines Tieres oder des Porträts von sonstigem Lebendigen als bloße Allegorie, um dadurch rein menschliche Befindlichkeiten auszudrücken, die für sich genommen im besten Falle doch nur Halbwahrheiten sind). Die vorliegende Anthologie will also im eigentlichen Sinne *feiern*, will das feiern und preisen, was wirklich *da* ist, um uns herum existiert, im Gegensatz zu dem, wovon wir lediglich gerne hätten, dass es da wäre. Anders als wir es uns wünschen, ist in der wahren Welt nicht alles »hell und schön«; und auch wenn die folgenden Worte Eichendorffs einen Widerhall in uns finden:

»Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort«

begreifen wir doch, dass das »Lied in allen Dingen« oft düster ist und komplex, weshalb es, wie Blake vielleicht sagen würde, eines beachtlichen geistigen Ringens bedarf, um dieses Zauberwort zu finden. Zugleich können wir Schopenhauers berühmte Bemerkung nicht umgehen, die da lautet: »Alle Dinge sind herrlich zu *seh*n, aber schrecklich zu *sein*«*. Daher mögen wir zwar Marianne Moore zustimmen, dass es »einem Privileg gleichkommt, so viel Verwirrung« in der Welt um uns herum wahrzunehmen, wir aber eben auch den »schrecklichen«** Zustand nie vergessen können, in einer Welt zu leben, die sich weder unseren Gesetzen noch unseren Bedürfnissen oder unserem Sinn für Ordnung fügt, sondern nach einer eigenen, größeren, geheimnisvolleren und für uns manchmal auch tragischeren Ordnung funktioniert. Unsere Freude an »Natur« ist eine starke, lebensbejahende und oft allumfassende Freude, sie ist aber auch eine zeitlich beschränkte, gleichsam provisorische Freude – und manchmal ebenso geheimnisvoll wie jene Aspekte der Natur, die uns schlicht überwältigen. Die besten Naturgedichte erneuern und vertiefen unser Verständnis für die Mysterien der Welt, und so, wie sie einst einen notwendigen Gegensatz zu den eher beschränkenden Aspekten religiöser Dogmen bo-

* Arthur Schopenhauer: *Aphorismen zur Lebensweisheit*, in: *Parerga und Paralipomena*, Bd. 1, 1851

** Marianne Moore: *The Steeplejack*, in: *Selected Poems*. 1935

ten, liefern sie heute ein notwendiges Gegengewicht zur Hypermythologisierung der exakten Wissenschaft/Technologie – die, trotz aller Zerstörung, welche durch sie als dem A und O allen menschlichen Wissens der Umwelt zugefügt wurde, in unserer »entwickelten Welt« immer noch auf geradezu religiöse Weise für die einzig wahre, orthodoxe Lehrmeinung gehalten wird. »Tränen kann man eigentlich nicht messen«, schrieb Heidegger, »im besten Fall misst man die Flüssigkeit, oder man zählt die Tropfen, die Tränen aber misst man nicht.«* Es gibt so viele Dinge, die die orthodoxe Wissenschaft – als könnte ein jegliches quantifiziert werden – allein durchs Messen zu verstehen sucht, um dem Nutzen dann einen realen Wert zuzuordnen oder das Gemessene als nutzlos abzutun (wie ja auch das vorwiegend oder rein Qualitative abgetan wird). Schon Tu Fu aber wusste und sang vor über zwölfhundert Jahren in seiner »Weise von der Alten Zypresse«, dass einem Ding weder durch dessen Nutzen für den Menschen noch durch dessen Vermessung Wert verliehen wird, sondern allein durch die ihm immanente Natur:

»Haben der Herrscher und sein Minister das Zeitliche
längst auch gesegnet,
Wird dem Baum von den Menschen noch immer mit Liebe
und Ehrfurcht begegnet.«**

Bedenkt man all dies – von dem Bemühen, die Dinge als das zu sehen, was sie sind, und nicht als das, was das Dogma vorgibt, bis hin zum Lobpreis dessen, was andere für nutzlos oder irre-

* Martin Heidegger: *Zollikoner Seminare*. Kapitel 1

** Vgl. S. 55. Übersetzung: Volker Kölpsch

levant halten – kommt den Naturlyrikern eine beispiellose Bedeutung zu, nämlich die der abweichenden Stimme, des Widerspruchs gegen was auch immer gerade als »autorisierte Version« ihrer Zeit gilt, und in dieser Rolle sind sie unverzichtbar.

*

Nie traf dies mehr zu als im 20. Jahrhundert mit seinen hochtechnologisierten Weltkriegen und der Entwicklung verblüffend unmenschlicher Waffen: vom Senfgas bis zur Atom bombe, von Agent Orange bis zu Napalm. Dennoch hielten viele intellektuelle Kreise jener Zeit Naturlyrik für eine Art überflüssigen Luxus. Mit seiner verächtlichen Kritik an Wilhelm Lehmann als einem »Bewisperer von Gräsern, Nüssen und Fliegen« hat beispielsweise Gottfried Benn in Worte gefasst, was man weithin von jener Art Lyrik hielt, die sich, sagen wir, in einem Band mit dem Titel »Bukolisches Tagebuch«* zusammenstellen ließe. Als ein Verdikt über Lehmanns Werk ist Benns Bemerkung extrem unfair, bedenkt man aber den eskapistischen Charakter der Veröffentlichungen vieler Schriftsteller des späten 19. Jahrhunderts, in deren imaginären Gärten jede Spur jener lebendigen Kröten fehlte, die Marianne Moore in guten Naturgedichten erwarten würde, fällt es leicht, Benns Standpunkt zu verstehen. Als praktizierender Poet liegt mir nichts daran, an meinem Tisch zu sitzen und nette Gedichte über Dahlien oder im Wind bebende Grashalme zu schreiben, während mein Nachbar verhungert und die Welt um mich

* Wilhelm Lehmann: *Bukolisches Tagebuch*. Neu herausgegeben von Judith Schalanksy. Berlin 2017

herum in die Brüche geht – doch zeigt das Wiedererstarken von Naturlyrik oder auch von ökosophischer Dichtkunst im Laufe der letzten fünfzig Jahre, dass die Ursachen für Hungersnöte und Zusammenbrüche, insbesondere seit Beginn der industriellen Revolution, allerhand mit menschlicher Ignoranz gegenüber natürlicher Ordnung zu tun haben. Dieselben Mächte, die meinen Nachbarn von gentechnisch verändertem (und patentiertem) Saatgut abhängig machen wollen, sorgen auch dafür, dass der Boden erodiert, der Grundwasserstand sinkt und die Meere und unsere Luft verpestet werden. Und doch ...

*

Und doch ... Diese Gewalt gegen das Land geht von denselben Mächten aus – oft gelenkt aus denselben Vorstandsetagen –, die für ebenjene Kriege und Völkermorde verantwortlich waren, aufgrund derer viele Dichter Mitte des 20. Jahrhunderts der Naturlyrik den Rücken kehrten. Diese Abkehr war jedoch »unnatürlich«, was man begriff, als die moderne Umweltbewegung aufkam (größtenteils dank solcher »Naturlyriker« und Kommentatoren wie etwa Rachel Carson, Loren Eiseley, Arne Næss, Murray Bookchin, André Gorz und vieler anderer Dichter in jener Tradition, die im Grunde auf Thoreau und George Perkins Marsh sowie auf die deutschen Romantiker zurückgeht), die ökologische Gerechtigkeit an die Seite der sozialen Gerechtigkeit stellte und beide für gleich bedeutsam und, wichtiger noch, voneinander abhängig befand. Kurz, zu den größten Fortschritten des vergangenen Jahrhunderts zählt die Erkenntnis, dass es keine soziale Gerechtigkeit ohne ökologische Gerechtigkeit geben kann, was umge-

kehrt genauso gilt, denn in einer feindseligen Umwelt kann es dem einzelnen Menschen, einer Gruppe oder einer Gesellschaft niemals gut gehen. Aus der Arbeit mutiger Umweltaktivisten sowie den intuitiven Annahmen von Dichtern und anderer Menschen haben wir gelernt, dass man weder Land noch Wasser selbst auf der anderen Seite der Erde ungestraft verdrecken darf, dass jede Verunreinigung, jeder Schaden dem System als Ganzem zugefügt wird. Diese Einsicht hat unser Verständnis vom Planeten als solchem verändert, wenn auch nicht unbedingt unser Handeln. Wie schon Rachel Carson schrieb: »Warum sollten wir eine Kost sanfter Gifte tolerieren, ein Daheim in trostloser Umgebung, einen Kreis von Bekannten, die wenig mehr als unsere Feinde sind, und den Lärm von Motoren, die gerade so viel Entlastung bieten, dass wir nicht verrückt werden? Wer möchte schon in einer Welt leben, die noch nicht ganz, aber doch beinahe tödlich ist?« All dies hat zu neuen Erkenntnissen geführt, sodass wir Naturlyrik heute nicht etwa ablehnen, sondern begreifen, wie wichtig die sorgfältige Auswahl unserer Naturdichter ist – ebenso wichtig nämlich wie unsere Vorstellungen von Natur. Diese Einsicht hat nicht allein zur Folge, dass wir jene Methoden der simplifizierenden, reduktionistischen Weltsicht hinterfragen, von der die gegenwärtige kalte Orthodoxie der (Pseudo-)Wissenschaft getragen wird, sondern auch Brechts berühmtes Diktum

»Was sind das für Zeiten, wo

Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.

Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt« *

* *An die Nachgeborenen*, in: *Die neue Weltbühne*. Paris 1939

vom Kopf auf die Füße stellen: Was sind das für Zeiten, in denen man den Kahlschlag der Wälder ignoriert, obwohl man begreift, welch eine Katastrophe dies nicht nur für den Menschen, sondern auch für die Natur bedeutet.

*

Natürlich gehört es zur grundlegenden Dialektik dieser Welt, dass jedes Zeitalter über seine eigene Natur verfügt, seien es Felswüsten, seien es trügerische Wälder, in denen sich mittelalterliche Ritter und christliche Mystiker den Launen eines wilden Gottes unterworfen sahen, oder die eleganten Parklandschaften eines französischen Königs respektive englischen Lords. Für manche ist die Natur ein Garten, für andere eine Wildnis; während der gesamten Menschheitsgeschichte ist sie immer beides gewesen, ein Ort der dunklen, unverständlichen *Andersartigkeit* oder aber ein Ort des Trostes, der Zuflucht vor der skrupellosen Politik des Hofes, ein Refugium der Labsal und Heilung in Zeiten der Trauer. Die deutschen Romantiker und die amerikanischen Transzendentalisten wandten sich der Natur zu, um sich einsamer Reflexion und inbrünstigem Staunen hinzugeben; allerdings kann man sich in der Welt der Natur auch hoffnungslos verlaufen, wie ich während einer unbedachten Wanderung an einem verschneiten Tag nahe dem Polarkreis feststellen musste. Ein Forscher mag zu weit gehen und nie zurückkehren; eine zufällige Begegnung mit einem Bruder im Geiste oder auch nur einem flüchtigen Schatten kann so wirkmächtig sein, dass sie die erstaunlichste Verwandlung herbeiführt; und selbst wenn man daheim bleibt, im eigenen Garten, kann man den dunkelsten, rätselhaftesten

Strömungen der eigenen Seele anheimfallen, wenn, wie es die Iren formulieren, »die Natur aus uns herausbricht«.

*

Wie gesagt, das Verdikt gegen Lehmann war ungerecht, und es ist gewiss an der Zeit, seine Vision dessen zu würdigen, was mit der Welt der Natur – und der menschlichen Seele – geschah, während wir, zumindest in der sogenannten entwickelten Welt, einer konsumorientierten Technologie der Plastikstoffe, Pestizide und noch nicht ganz tödlichen Gifte frönten. Seine Vision findet ihren schönsten Ausdruck in dem kurzen, hier vollständig wiedergegebenen Gedicht, mit dem Lehmann allem Anschein nach Zeugnis vom womöglich endgültigen Verschwinden eines untergründigen Animismus ablegt, eines heidnischen Naturverständnisses, dem zufolge die Möglichkeit, das Zauberwort in den Dingen zu entdecken, noch genau dies war: eine Möglichkeit.

»Durch den warmen Lehm geschnitten
Zieht der Weg. Inmitten
Wachsen Lolch und Bibernelle.
Oberon ist ihn geritten,
Heuschreckenschnell.

Oberon ist längst die Sagenzeit hinabgeglitten.
Nur ein Klirren
Wie von goldnen Reitgeschirren
Bleibt,
Wenn der Wind die Haferkörner reibt.«

Natürlich versteckt sich hinter diesen Zeilen eine gewaltige Ironie. Denn obwohl die industrielle, wesentlich dem 19. Jahrhundert zuzuordnende Entwicklung unsere Welt wie auch unseren Profitsinn pervertierte, lehrten uns die wahren wissenschaftlichen Erkenntnisse des 20. *Jahrhunderts* – Unsicherheit, Paradox, Unvollständigkeit, Unschärfelogik, Chaos, Emergenz – nach und nach, die Natur in einem neuen Licht zu sehen. Diese neue Sensibilität gründete teils in der alten Frage nach menschlicher Zugehörigkeit oder Entwurzelung, soll heißen dem quälenden Gefühl, dass wir zugleich der Natur angehören und doch auf seltsame Weise von ihr ausgeschlossen sind. Und nun, gleichsam einen neuen Satz Werkzeuge für den Umgang mit dem Universum in Händen, begannen manche, eine ganz neue Demut zu lernen und sich folglich zu fragen, ob dieses Gefühl der Entfremdung rein unserem Insistieren entsprang, stets im Zentrum des Universums, stets der Star der Show sein zu wollen. Wie Kinder hatten wir das Leben für ein Spiel gehalten, in dem wir die Tore schossen, den Applaus entgegennahmen und am Ende des Stücks den Lorbeerkrantz aufgesetzt bekamen. Wenn das nicht geschah, fühlten wir uns betrogen und waren fest entschlossen, es beim nächsten Mal besser zu machen, egal wie. Doch je nachdrücklicher wir unserer Welt menschliche Ordnung, menschliche Logik, menschliche Werte aufzwingen, desto ferner fühlten wir uns dieser Welt. Je unermüdlicher wir die Herren zu sein versuchten, desto absurder wurden wir. Erst als wir zu begreifen lernten, wie unumschränkt die natürliche Ordnung jede menschliche Eitelkeit übertrifft, passten wir uns allmählich der Welt an, in der wir leben. Es war an der Zeit, unser Leben zu ändern:

»Wir müssen aufhören, nur uns selbst zu fixieren;
Wir müssen unsern Blick ein wenig entmenschen und
zuversichtlich werden
Wie Fels und Ozean, aus denen wir geschaffen sind«, *

schreibt Robinson Jeffers – und sein Rat ist heute so dringlich wie nie, sind wir doch an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt, an einem Moment in der Geschichte, in der die Menschheit als Ganzes ihren Pakt mit dem Natürlichen erneuern muss, sowohl »dort draußen« in den Wäldern, Wiesen und Berglandschaften wie auch »hier drinnen« im menschlichen Geist und – ich wage kaum, es zu sagen – im Herzen. Die Frage lautet nur: Wie finden wir diese natürliche Ordnung?

*

Unsere philosophischen Vorläufer debattierten unablässig darüber, was die Natur sei, was ihr fundamentales Prinzip: Manche behaupteten, sie sei eine einzige, immerwährende, statische Entität, andere, sie sei das fortwährend sich ändernde Resultat einer unaufhörlichen Strömung – in unserer Zeit mit ihrer erhöhten Toleranz fürs Paradoxe können wir sehen, dass beides stimmt. Als der amerikanische Dichter A.R. Ammons bei Corson's Inlet, einer Landzunge im Süden von New Jersey, spazieren ging, erkannte er:

* Vgl. S. 62. Robinson Jeffers: *Kap Carmel*. Übersetzung: Jürgen Brôcan

»es gibt bewegliche dünen,
systeme von gräsern, weiße sandpfade der erinnerung
in der gesamtwanderung des spiegelnden geistes:

aber das Gesamte geht über mich hinaus, summe der ereignisse,
die ich nicht ziehen, konto, das ich nicht führen, buchung,
die ich nicht buchen kann:«*

Aber darauf kommt es nicht an. Das Vergnügen am Gedicht, das Vergnügen am Spaziergang verdankt sich ganz der Tatsache, dass der Spaziergänger das Allumfassende *erfährt*, auch wenn er es nicht verstehen kann. Diese Erfahrung gleicht dem Lesen eines Gedichtes, bei dem das Verstehen im gewohnten Sinne – der von gewissen Schulmeistern so geschätzte Prozess des Entzifferns – fürs »Kapieren« unnötig ist. Gleichzeitig erkennt Ammons, so sorgsam er die Szene auch mit geradezu forensischer Detailfreudigkeit beschreibt, dass das, was er sieht, ständiger, gar unmittelbarer Veränderung unterworfen ist und morgen alles anders sein wird, obwohl es wiedererkennbar dasselbe ist. Solcher Art ist die Natur, mit der sich der moderne Geist befasst, eine unabhängige Entität, die nicht beherrscht und kontrolliert werden kann, ein Magnum Mysterium, das uns, solange wir die Mysterien akzeptieren, ebenso Kräftigung wie Ordnung bietet, uns aber auch, falls ein Unwetter aufkommt oder ein Vulkan ausbricht, wie ein Staubkorn hinwegfegen kann. Tausende von Jahren haben die Menschen versucht, in der Natur heimisch zu werden, und zu Zeiten hat es uns entmutigt, wenn wir lernen mussten, dass dieses Heim

* Vgl. S. 43. A. R. Ammons: *Corson's Inlet*. Übersetzung: Jürgen Bröcan

notwendigerweise nur von kurzer Dauer sein kann. Dennoch ist es ein Zuhause, zumindest für eine Weile, und wenn wir es als solches akzeptieren, sagt uns der Dichter, mögen wir so zufrieden auf geborgtem Grund leben wie nur irgendein Naturbursche in den belaubten Hainen Arkadiens. Wie aber errichten wir unser temporäres, provisorisches Zuhause, ohne, zum einen, der Welt Gewalt anzutun oder uns, zum anderen, von der Natur selbst zu entfremden?

*

»Das Wesen des Bauens ist das Wohnenlassen. Der Wesensvollzug des Bauens ist das Errichten von Orten durch das Fügen ihrer Räume. Nur wenn wir das Wohnen vermögen, können wir bauen.«*

Diese Worte Heideggers sagen alles Notwendige darüber aus, wie heutzutage ein Haus gebaut werden sollte – oder vielmehr, wie wir seit Beginn des Industriezeitalters eben daran gescheitert sind und statt eines Zuhauses, einer Wohnstatt, ja der Welt an sich eine Reihe nichtssagender, rein kommerzieller Bauprojekte und profitorientierter Nichtorte geschaffen haben, deren wahre Natur und wahres Potenzial als Behausung dem Kommerz geopfert wurden. Wir leben in einer Zeit, in der wir dies inzwischen automatisch tun – nicht allein physisch durch neue Baumaßnahmen und verschlechterte Umstände, sondern auch mental durch die Art und Weise, wie man uns beigebracht hat,

* Martin Heidegger: *Bauen, Wohnen, Denken*, in: *Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart 1997

einen Ort zu sehen und zu verstehen. So zitiert etwa John Zerzan in einem kurzen, 1995 verfassten Essay aus einer Werbebroschüre des Fernsehsenders PBS folgenden Passus:

»Seid willkommen an diesem Ort, der ständig neu entsteht, der Tag für Tag und Jahr für Jahr erwacht, auf dass ihr bewundert, was ihn schuf, der mit nichts begann, um sich von Grund neu zu erschaffen. Gewöhnliche Menschen, die außergewöhnliche Dinge tun; sie wissen: Was heute geschieht, formt das Morgen. Seid willkommen in diesem Land, das nie genau deinen Vorstellungen entspricht. In den Straßen der Städte, die wir nie zu Ende bauen, entstehen Abermillionen Geschichten. Wir wollen sie alle erzählen.«

Dies ist ein erstaunlicher Text, in wenigen knappen Sätzen ein veritables Kompendium geistloser Vorstellungen von der Rolle, die Wohnsilos in der Trivialisierung unserer Erfahrung spielen – und eine Tour de Force hinsichtlich reduktiven Denkens über den Ort. Zerzans Antwort fällt typisch prägnant aus:

»Dieser Ort entsteht ständig neu. Eine erstaunlich kühne Formulierung für die postmoderne Verweigerung von Historie und Herkunft. Die Historie ist letztlich nur eine Vielzahl arbiträrer Geschichten; wähle irgendeine aus – oder, noch charakteristischer, kümmere dich erst gar nicht drum –, sie sind alle gleich gültig/ungültig. Und was die Herkunft betrifft, so ist dies wohl der größere Schuss in den Ofen. Es gibt keine Herkunft; die Dinge sind immer schon so gewesen. Vor diesem (medialen) Moment ist alles ausgelöscht. Der Ort entsteht ständig neu.«

Natürlich erfreut sich die Industriegesellschaft seit Langem einer diffizilen Beziehung zur Geschichte. Bei Henry Fords abschließendem Urteil – »Geschichte ist Schwachsinn« – handelt es sich nicht um die zufällige Verlautbarung eines Exzentrikers, ist sie doch vielmehr symptomatisch für eine Kultur, die sich zunächst dafür entscheidet, auf komplexes Nachdenken über die Geschichte sowie auf die beunruhigende Frage nach der Herkunft zu verzichten, um Geschichte (eigentlich alle Narrative) später dann in Stoff für Hollywood umzuwandeln, sie nach Lust und Laune anzupassen und schönzufärben, solange die Story nur ein Ende bietet und ihre Figuren hinreichend attraktiv sind. Jenseits all dieser »arbiträren Geschichten« aber macht uns ein Narrativ nicht nur weiterhin zu schaffen, es stellt zudem eine fortwährende Herausforderung für besagte »post-moderne Verweigerung von Historie« dar. Dieses Narrativ – eingebettet in unsere Wahrnehmung der fundamentalsten Fakten des Lebens –, nenne ich, mangels eines besseren Ausdrucks, *Naturgeschichte*, eine Geschichte, die den Ort prägt und unserem Erleben von Land und Landschaft Zusammenhalt verleiht.

*

Es kann daher die Feststellung kaum überraschen, dass eine unablässige Auseinandersetzung mit der Naturgeschichte zu den interessantesten Charakteristika der Lyrik des 20. Jahrhundert gehört, eine Lyrik folglich mit dem Gespür für die Örtlichkeit als jenem Schnittpunkt, an dem Zeit und Raum eine Einheit bilden. In dieser Hinsicht ist die moderne Dichtkunst stets *dissident* gewesen: eine politische Lyrik – die dies auf den ersten Blick gar nicht zu sein scheint –, da sie weiß,

dass die zentralen Kriterien für eine bedeutungsvolle oder zumindest doch ehrsame und kundige Lebensweise etwas mit Zeit zu tun haben, mit dem Alltäglichen, der Wildheit sowie jenen Tierbegegnungen, die uns an unsere eigene kreatürliche Natur erinnern und daran, wie wir Sprache einsetzen, um auf der Komplexität der realen Welt zu beharren. Es ist eine Lyrik, die sich nicht unbedingt mit orthodoxer Parteipolitik oder auch singulären politischen Themen befasst, stattdessen aber die Möglichkeiten reflektiert, wie wir einer *jeden* Orthodoxie, und möge sie noch so »korrekt« sein, widerstehen können – in diesem Sinne ist sie wahrhaft radikal, nicht zuletzt weil sie die Trauer jener Menschen anerkennt und herausarbeitet, die sich vom Gewebe des natürlichen Lebens getrennt sehen. Dabei fordern diese Dichter zu keiner wohlfeilen »Verbundenheit« auf, sondern mahnen vielmehr eine wohlüberlegte Heimkehr zur Welt der Tiere im Geiste dessen an, was Gary Snyder einmal »*wild etiquette*« nannte, soll heißen, einer Naturgeschichte, die alles Leben umfasst. Der Ausdruck *wild etiquette* ist womöglich der Schlüssel zu diesem Narrativ: Wir müssen das Wilde in uns wiederfinden, um es in der Welt respektieren zu können, was jedoch nicht bedeutet, desorganisiert, chaotisch oder auch bloß impulsiv zu sein. Im Gegenteil. Das Wilde – das Kreatürliche, die Natur – ist überaus organisiert, spontan geordnet und über die Maßen ökonomisch; statt das Wilde also auf eine Abfolge von Symbolen und Listen zu reduzieren, täten wir gut daran, es zum Leitprinzip unserer Kultur zu erheben.

Um diesen Punkt zu verdeutlichen, möchte ich das Gedicht einer amerikanischen Lyrikerin näher betrachten, die bei den Kritikern weltweit heute noch immer nicht jenes Ansehen genießt, das ihr eigentlich zusteht. In »*Empire Builder*« be-

schreibt Angela Sorby, geboren in Seattle, eine Fahrt von Chicago in ihre Heimatstadt mit dem Zug gleichen Namens.* (Der *Empire Builder* gehört zu Amerikas imposanten Zügen, ein Amtrak Superliner, der, wie es die Bahngesellschaft ausdrückt, »zu einer aufregenden Abenteuerreise durch die majestätische Wildnis einlädt und dabei den Spuren der frühen Pioniere folgt«, um dann hinzuzusetzen, dass die Fahrt »auf ideale Weise die raue Pracht des amerikanischen Westens erlebbar macht«.) Was also, sollte man meinen, könnte es Besseres geben, einem Reisenden die Geschichte des Landes vor Augen zu führen, als eine Fahrt mit dem *Empire Builder*. Doch als Angela Sorby mit ihrem Mann zu diesem aufregenden Abenteuer aufbricht, plagen die Sprecherin des Gedichtes Fragen, deren erste – »Wo ziehen die Bisonherden?« (im Anklang an den Song: »Oh, give me a home where the buffalo roam« – Anm. d. Ü.) – nicht nur das Bild der Massenschlachtung dieser Tiere infolge ebenjener Bahnstrecke heraufbeschwört, die den amerikanischen Westen erst erschlossen hat, sondern auch reale Zweifel an dem weckt, was Heimat sein kann, respektive ob es die überhaupt in einer Gegend geben kann, in der man das ikonische Tier schlechthin, gleichsam den spirituellen Bioindikator, ausgelöscht hat. Früher einmal war dies ein wildes Land, jetzt aber »ist es zahm:/ein Land von Tauben und von Salbei«, weshalb beträchtliche Skepsis aufkommt, als der Gatte der Sprecherin einen Bison sieht, »oder hat er das geträumt? Ich weiß es nicht./Das Vergangene ist eine zugesperrte Lade«. Geschichte – die Naturgeschichte dieses Landes, ebenso wie die mythische Geschichte der frühen Siedler, von denen viele

* Vgl. S. 108 f. Übersetzung: Ron Winkler

aus religiösen Gründen nach Westen zogen – ist derart entlegen und unkenntlich, dass eine Version so wahrscheinlich (oder auch unwahrscheinlich) ist wie die andere:

»Vielleicht kreisten zu Zeiten
Brigham Youngs tatsächlich Engel

über dem Great Salt Lake,
aber ihre Schwingen sind gestutzt

oder gerefft und so versteckt wie Unterwäsche.«

An einem Ort, der ständig neu entsteht, einem Ort, an dem alle Narrative gleichermaßen formbar sind, ist die Vergangenheit ein Überrest, in jene Lade eingeschlossen, unzugänglich für die heutigen Passagiere des *Empire Builder*. Der Traum des Gatten vom Bison, nie mehr als nur eine dem Zweifel ausgesetzte Annäherung, mag ein Echo jener ursprünglichen, schamanischen Religion derer sein, die den Siedlern vorausgingen (für die der Traum vom Bison ein höchst bedeutsames, *kommunales* Ereignis war), doch ist es ein vergeblicher Traum, eine müßige Spekulation, halb optische Täuschung, halb Wunscherfüllung, und später dann, nachdem sie den Glacier Park durchquert haben, den Lebensformen um sie herum so fern wie »ein Meteor, der Ursa Major kreuzt«, kehrt das Paar nicht zu einem lebendigen Glaubenssystem heim, sondern

»zu unserem Bett
im zedernroten Keller, zum hl. Franziskus,

unserem Nachtlcht, gespeist von Strom
aus Flüssen voller totem Lachs,

von Dämmen überrascht.«

Am Ende des Gedichts wird selbst der heilige Franziskus – unter allen christlichen Heiligen wohl jener, der noch am ehesten einem Schamanen gleicht – zu Kitsch reduziert: Die Figur aus dem herrschenden Narrativ also, die am deutlichsten für die Kommunion mit der wilden Natur steht, wird zu einem bloßen Haushaltsgegenstand, dessen Zehen und Finger den Raum mit »falschem Feuer« fluten. Die menschliche Vergangenheit der Engel und eingeborenen Jäger-Sammler mag in der Tat in einer geschlossenen Lade liegen, doch gilt dies auch für die Welt der Natur: Die Bären werden sich nicht zeigen, während der *Empire Builder* vorüberrast; die spektakuläre Landschaft des Glacier Park sieht man nur durch getönte Scheiben, und die Plastikfigur des heiligen Franziskus sagt niemandem nichts. Allerdings ist dies noch nicht das Ende der Geschichte, ist es doch der Traum, der uns trotz der düsteren letzten Zeilen (»So leben wir,/Blut klebt an unseren Händen,/in den letzten Zügen des Empire.«) Anlass zu Hoffnung gibt. Der Bison mag verschwunden sein, aber im Geist des Gatten lebt er fort – was, denke ich, bedeutet, dass die Naturgeschichte, das zugrunde liegende *Narrativ der Natur*, womöglich wie ein Gespenstertanz in der Fantasie des Menschen andauert – wenn auch nur in verkümmerter Gestalt. »Das Natürliche in uns zu verlieren«, sagt Zerzan, »hieß, auch die äußere Natur zu verlieren. Wer Dinge beherrscht, wird zum Ding.« Und doch träumen diese Leute vom Wilden, sehnen sich nostalgisch nach anderem Getier; und insofern können wir,

auch wenn das Bison verschwunden ist und die letzten Morgen Präriegras – nicht bloß das blaue, auch das rote, grüne und silberne Gras – kaum mehr als Museumsexponate sind, an dem Gedanken festhalten, dass es die dringendste Aufgabe der Vorstellungskraft sei, gleichsam die Schamanenaufgabe unserer Zeit, die Natur *in uns selbst* wiederzuentdecken als einen ersten Schritt auf dem Weg der Wiederentdeckung einer vollständigen Naturgeschichte, die Grundlage all unserer Narrative ist, der individuellen, kommunalen wie der sozialen.

*

Der letzte Satz mag für manche allzu hoffnungsvoll klingen in einer Zeit, in der die Hoffnung angesichts bloßer Fakten kaum eine Chance hat: weltweit 7,5 Milliarden Konsumenten oder potenzielle Konsumenten (UN-Zahlen, Stand August 2017); die geschmolzene Eisdecke der Arktis wird von der NASA »inzwischen normal« genannt; geschätzte Artenverluste pro Stunde: drei – und keinerlei Anzeichen dafür, dass die überwiegende Zahl der Regierungen ernsthaft darum bemüht ist, eine dieser Entwicklungen umzukehren. Viele, wenn nicht die meisten seriösen Umweltschützer glauben, wir können die Katastrophe nur vermeiden, wenn wir denen nicht länger vertrauen, die zu regieren behaupten, weshalb wir von innen heraus jene Konsumgesellschaft zersetzen sollten, die uns mit ihrer Promikultur und ihren »fake news« in Bann schlägt, während sie uns zugleich näher an den Abgrund drängt. Wäre das überhaupt möglich? Ich würde auf diese Frage keine Antwort wagen, doch bin ich überzeugt, dass wir, ehe wir Veränderungen durchsetzen, die uns einer grünen Welt näher

bringen, unsere Entschlossenheit stärken können, indem wir uns daran erinnern, was auf dem Spiel steht. Seit die ersten Menschen anfangen, ein Loblied auf die Sonne zu singen, auf den Wald, der sie kleidete und nährte, oder auf das rätselhafte Meer, haben Gedichte uns nicht nur an die Schönheit dieser Welt erinnert, sondern auch an den Herzschlag im Innern der Erde, an das, was viele das Lied der Erde nannten. In Anbetracht dessen habe ich beschlossen, mit dieser Anthologie auf eine Vielzahl von Traditionen aller Zeitalter und Kulturen zurückzugreifen, auch wenn die Mehrzahl der Gedichte von jüngeren, mehr oder minder engagierten Lyrikern stammen soll, von jenen also, die man, zumindest hinsichtlich mancher Aspekte ihres Werkes, ökokritisch oder, besser noch, ökosophistisch nennen könnte. Mir scheint, die beste Lyrik nähert sich ihrem Thema von außen, statt zum Ego des Dichters zurückzukehren und zu einem unsicheren, manchmal sklavisch verstandenen Begriff dessen, »was gute Lyrik ausmacht«. Wirklich gute Naturlyrik ergänzt dies noch um eine aktive Annäherung an das Kreatürliche, um Interanimation und ein wahrhaftes Gefühl für Örtlichkeit, das mir in unserer spezifischen Zeit entscheidend zu sein scheint. Nicht nur angesichts solcher Bedrohungen wie Klimawandel, Atomkrieg oder Überbevölkerung, sondern weil wir bereits einen so großen Teil unser eigenen wilden Natur verloren haben.

Ich muss gestehen, dass ich beim Schöpfen aus einer so reichen Vielfalt an Quellenmaterial – von klassischen chinesischen Werken bis hin zu Gedichten, die in den letzten fünf Jahren veröffentlicht wurden – allzu gierig war. Und dennoch werden aufmerksame Beobachter darauf verweisen, dass manche Gebiete (geografisch wie historisch) nicht so umfassend repräsentiert